

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Im Postauto.

Von Charlotte Kirßen.

Von dem in einem deutschen Mittelgebirge idyllisch gelegenen Dörfchen S. aus unternahm ich während meines diesjährigen Urlaubs eine mehrstündige Fahrt mit dem Postauto nach dem Badeort B. Infolge eines Motordefekts verzögerte sich die Abfahrt ein Weilchen, sehr zum Verdruß eines niedlichen, etwa 4jährigen kleinen Bengels, der alle zwei Minuten immer dringender die Frage stellte:

„Mutti, wann geht's denn nun los? — Bati, sag' doch dem Mann, daß er abfährt!“ —

Bati, mit einem diskreten kleinen Hakentanz am Rockausschlag, hob verweisend den Finger: „Pst, ruhig!“ was aber wenig Eindruck machte. Mutters Methode war entschieden wirksamer; sie reichte dem Jungen eine schöne, gelbe Banane, so war er für's erste abgelenkt.

Wir gegenüber saßen zwei ältsche Fräulein und musterten den Kleinen anfänglich mit gemischten Gefühlen. Schließlich stieg noch ein Tourist in grünem Lodenanzug und Widelgamaschen ein, und im letzten Augenblick, als der Motor schon ratterte und fauchte, kam aus dem großen Zentralhotel ein sehr wohlgenährtes Ehepaar angeleuchtet und fiel erschöpft in die Wachstuchpolster. Er schnappte wie ein Karpfen nach Luft und sah besorgnisserregend rot im Gesicht aus. Sie säufelte sich mit einem zarten Spitzentüchlein, das sich merklich zwischen den fleischigen beringten Fingern ausnahm, frische Luft zu und sagte noch ganz außer Atem:

„Du warst wieder viel zu anständig mit dem Trinkgeld!“

Dann ging die Fahrt los. —

„Bubi, nimm mal die Füße vom Polster herunter, das ist hier nicht erlaubt!“ ermahnte die Mutter den Kleinen.

Bubi sah interessiert aus dem Fenster und tat, als ob er nichts gehört habe.

„Wißt du noch eine Banane, Bubi?“

Nein, Bubi wollte diesmal eine Birne, und die beiden Tanten neben ihm wollten auch mal abbekommen.

„Ein reizendes Kind!“ meinte das eine Fräulein — und bald waren sie in ein lebhaftes Gespräch mit Bubis Eltern verwickelt. —

Das Ehepaar aus dem Zentralhotel hatte sich inzwischen soweit erholt, daß es den Touristen fragen konnte, ob er auch auf dem Falkenberg gewesen wäre.

Da natürlich, das sei ja der lohnendste Ausflug in der ganzen Umgebung.

„Aber verflucht anstrengend, was? — Ist denn oben wenigstens ein anständiger Restaurationsbetrieb?“

„Nein, nur ein kleines Tempelchen, aber man hat von dort oben einen unbeschreiblich herrlichen Rundblick über die umliegenden Höhen, das Tal und das Dörfchen S.“

„Na, hören Sie mal, Verehrtester, was tue ich damit! Wenn man sich schon mal da rausgedreht hat, will man doch auch für seine Anstrengung was haben — gemütliche Biere oder so was, netten, kleinen Warbetrieb. Aussicht ist ja ganz schön, kann ich aber von 'ner Hotelterrasse aus auch haben!“

Der Tourist erkundigte sich nach den Preisen im Zentralhotel. „Na es ging ja, 15 M. pro Tag — aber alles tiptop. Neben dem Schlafzimmer gleich das Bad, wenn man gewollt hätte, hätte man jeden Morgen baden können.“ —

Das Auto hielt kurze Zeit vor dem Postamt einer kleinen Dörfchaft, aber niemand stieg zu oder aus; weiter ging's zum Tor hinaus durch Kornfelder, Wiesen, und dunklen Tannenwald. —

Bubis Eltern waren inzwischen mit den beiden Damen in eine sehr anregende Unterhaltung über das schwierige Thema der Kindererziehung gekommen. Bubi kniete still und artig in einer Fensterede, wuschte dabei seine Schuhe an Mutters hellem Mantel ab, sah aus dem Fenster und ab abwechselnd Birnen, Bananen und Schokolade.

„Das erste Wort, das mein Sohn vor allem andern lernen mußte, war Rache,“ berichtete gerade der stolze Vater. „Och acht,

Bubi, woran sollst du jeden Morgen beim Aufstehen denken? — Nun — an“

Da aber Bubi gerade dabei war, sich mit einem größeren Stück Pflaumenkuchen auseinanderzusetzen, gab er nur ein vernünftiges, durchaus pazifistisch anmutendes Krähen von sich und war weder durch gütliches Zureden noch durch strenge Blicke zu irgendwelchen reaktionären Äußerungen zu bewegen.

Die beiden Damen lachten schließlich ab und erzählten, daß sie am vergangenen Sonntag in Unterberg zur Kirche gewesen wären.

„Der Pastor dort hat uns ganz außerordentlich gefallen. Wie wir hörten, soll der Ärmste in keiner Gemeinde einen recht schweren Stand haben. Die Leute machten auch durchweg einen unangenehmen Eindruck auf uns. — Da muß ich Ihnen übrigens ein reizendes Geschichtchen erzählen, das beinahe wie ein Märchen aus guten, alten Zeiten klingt.“

Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß sich die Frau Fürstin hier vor einigen Tagen auf einem etwas glücklichen Wege leider den Fuß vertreten hat.“

Sowohl Bubis Vater hatte bereits von diesem bedauerlichen Vorfall Kenntnis genommen.

„Und nun denken Sie nur,“ fuhr die Dame fort, „man sollte so etwas in heutiger Zeit kaum für möglich halten, und doch ist es erfreuliche Tatsache: beim Schlafgebet am Sonntag gedachte der Herr Pfarrer mit den wärmsten, herzlichsten Worten fürbittend des fürstlichen Beins! Sie können sich gewiß vorstellen, wie ungemein sympathisch wir davon berührt waren!“

Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der liebe Gott in dem dortigen Bezirk zurzeit nicht eben voll beschäftigt sein könne, denn sonst wäre es doch selbst bei seiner Langmut, ein wenig viel verlangt, ihn in aller Deffentlichkeit für einen solchen Spezialfall zu interessieren, der in seinen Auswirkungen doch immerhin von bedingter Tragweite ist.

Bubis Vater aber nichts zustimmend: „Bravo! Sehen Sie mal an! Das dokumentiert ja eine höchst erfreuliche Gesinnung! Ja, wenn nur alle so dächten, dann wären wir bald aus dem Schlammassel heraus, — so aber — — — Da heißt's eben vor allem, stramm auf die Jugend einwirken. Wollen Sie es glauben, mein Junge hat hierher — und dann stramm gestanden — und dreimal hintereinander forsch Hurra geschrien!“

Bubi war in den letzten Minuten merklich unruhig geworden. Er rutschte nervös auf seinem Sitz hin und her und lehnte sogar die Benbons ab, die ihm das eine Fräulein freundlich anbot.

„Na Bubi, was soll denn das heißen! Nun komm mal brav hierher, — so ist's recht — und nun wird Bati zählen, — eins, zwei, drei — Hurr . . .“

Aber da geschah etwas Schreckliches:

Bubi machte ein Weinerliches Gesicht und sagte laut und deutlich etwas, was zwar so ähnlich klang, aber seine Eltern in peimliche Verlegenheit stürzte.

„Still Bubi, das geht hier doch nicht,“ flüsternte die Mutter beschwichtigend. „Komm, guck hier aus dem Fenster — sieh mal, ich glaube gar, da läuft ja ein Häschchen!“

Aber Bubi hatte für dieses von der mütterlichen Phantasie hervorgezauberte Häschchen kein Interesse, und allen noch so geschickten Ablenkungsversuchen zum Trotz, beharrte er energisch auf seinem Standpunkt und stellte seinen Eltern schließlich unzweideutig ein Ultimatum. —

Ein paar freundliche Worte und eine Zigarre veranlaßten den Chauffeur zum Halten, und Bubi krieg schleunigst mit seiner Mutter aus. —

Als wir nachher weiterfahren, hatte sich Bubis Beharrigkeit merklich gelegt; er saß still und müde in einer Ecke, und sein Vater war einsichtsvoll genug, keine weiteren pädagogischen Resultate aus ihm herauszulocken.

Es war überhaupt stiller in unserem Postauto geworden; das Ehepaar aus dem Zentralhotel schlief den Schlaf des Gerechten, der

Tourist studierte eine Landkarte, nur Bubis Eltern wechselten ab und an ein paar Worte mit den beiden Damen.

Der Weg war sehr ausgefahren, das Auto stieß und ratterte, ich hörte nur noch Bruchstücke der Unterhaltung. Man war nach einigen philosophischen Betrachtungen über Krieg im allgemeinen, seine Notwendigkeit, sein heiliges Recht, über gerechte Sache, Rache und göttlichen Segen, und wie diese Botabeln alle heißen, schließlich bei dem Dolchstoß eingeklungt, der in gewissen Kreisen immer noch einen beliebigen mehr oder weniger pointenreichen Gesprächsstoff bildet. Bubis Vater schloß seine scharfsinnigen, mit großer Beredsamkeit vorgetragenen Ausführungen:

„Sehen Sie, meine Damen, ich habe in den 4 Jahren da draußen auch viel mitgemacht und erlebt, aber das eine kann ich Ihnen sagen — wenn's drauf ankommt, ich gehe gleich noch mal mit!“

„Warum Sie auch die ganze Zeit über draußen?“ fragte teilnehmend das eine Fräulein.

„Aber natürlich! — d. h. — gewiß — in Belgien — wissen Sie, da nicht weit von Brüssel — man hatte bei den auffälligen Bewohnern oft nichts zu lachen; ist auch seinerzeit durch Verteilung des E. R. anerkannt worden.“ —

Draußen zog die lieblichste Spätsommerlandschaft vorbei, aber im Wagen achtete niemand darauf; man schlief oder berauskte sich an der eigenen Begeisterung und glaubte in harmlosem Unverständnis, Probleme, an denen das Wohl und Wehe von Millionen Menschen hängt, mit ein paar abgedroschenen Redensarten abtun zu können.

Auf den Feldern wurde überall die Ernte eingebracht — als man vor 10 Jahren durch das Land ging, da mußten Frauenhände allein die schwere Arbeit tun, und wie eine drohende Wetterwolke hing die Angst fast über jedem Hause, diese namenlose, würgende Angst, die nur der allein kennen gelernt hat, der da draußen jemand wußte, der ihm über alles lieb war, die uns in schlaflosen Nächten heiß und quallvoll überfiel — — dahinwarten — dahinbängen ließ — von einem Tage zum andern — bis der dunkle Boie auch über die eigene Schwelle trat. Und hier saßen Menschen, die sich nicht entblödeten, das für etwas Heiliges, Gottgewolltes zu erklären, was nur das unsäglichste Herzleid über die Menschheit bringt und Werte vernichtet, die keine Zeit je wieder einbringen kann. Wir kamen jene Worte in den Sinn, die Billy Braun's Großmutter, jene Jenny von Gustedt, einst an ihre Tochter schrieb: „Mir erscheint es wie Gotteslästerung, wenn mitten im Hurrahschreien und Loben der Vater aller Menschen wie ein alter Kriegsgötze von uns allein in Anspruch genommen wird. Er verhüllt sein Haupt bei dieser größten Sünde der Völker.“ —

Und doppelt dankbar genoß ich das friedliche Landschaftsbild, das da vorüberzog. All dieses jetzt schauen zu dürfen ohne das Gefühl, da draußen fließt Blut, und jetzt, in diesem Augenblick, lassen Hunderte, Tausende ihr Leben. —

Noch eine Wegbiegung, und das freundliche J. lag mit seinen schmuden Häuschen und Gärten unten im Tal; bläuliche Rauchwölkchen stiegen ferngerade aus den Kaminen in die ruhige Luft. Wir waren am Ziel. Ein durchsichtig klarer Himmel wölbte sich über den in duftigem Blau eindunkelnden Berggründen, und mit leisen Schritten stieg ein stiller, besinnlicher Abend aus den dämmerigen Wiesengründen durch den schweigenden Hochwald empor.

Alte märkische Schäfer- und Hirtenzünfte.

Von Albin Michel.

Wie unsere Großgrundbesitzer zum größten Teil noch heute Gegner des Konfliktrechtes der Landarbeiter sind, so war dies auch schon in früheren Jahrhunderten der Fall. Besonders deutlich tritt dies in der Mark Brandenburg hervor, wo sich bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts Zünfte der Schäfer und Hirten nachweisen lassen. Die Geschichte dieser Zünfte ist auch deshalb von Interesse, weil man daraus einen Einblick gewinnt in so manche Zustände der Mark während der vergangenen Jahrhunderte. Im 16. und 17. Jahrhundert lassen sich in der Hauptsache zwei Kategorien der Schäfer unterscheiden, die Mengeschäfer und die Hälfischäfer. Zahlenmäßig am stärksten waren die sogenannten Mengeschäfer vertreten. Das waren Schäfer, die für ihre Arbeit neben freier Wohnung und einem bestimmten Deputat noch eine bestimmte Menge der Schaffschur und der Lämmer erhielten, zu manchen Zeiten den fünften, zu anderen Zeiten den vierten Teil. Der Hälfischäfer übernahm eine leere Schäferei mit seiner eigenen Schafherde und hatte dem Grundbesitzer für Benutzung der Schäferei und der Weide je die Hälfte der gewonnenen Wolle und der jungen Lämmer abzugeben. Beide Schäferkategorien hatten gewöhnlich nur einen einjährigen Kontrakt. Hälfischäfer wurden aber fast immer nur auf solchen Gütern angestellt, die so heruntergewirtschaftet waren, daß sich die Besitzer keine eigenen Schafherden mehr anschaffen konnten.

Im Verhältnis zu der übrigen Landbevölkerung hatten besonders die märkischen Schäfer eine ziemlich freie Stellung. Dazu haben vor allem zwei Umstände beigetragen, zunächst der, daß die Schäfer in Zünften zusammengeschlossen waren und weiter noch der andere, daß es im 16. und 17. Jahrhundert in der Mark Brandenburg sehr

wiele „wüste Feldmarken“ gab, Landstrecken, die nicht mehr angebaut wurden. Die Zünfte der Schäfer und Hirten haben sich sicher auch mit den Arbeits- und Pachtabdingungen ihrer Angehörigen befaßt, und es mochte den Grundbesitzern kaum gelingen, Schäfer zu anderen Bedingungen zu finden als die waren, die von den Zünften festgesetzt wurden. Bisteleich war auch die Tatsache, daß die Kontrakte fast immer nur ein Jahr liefen, auf den Einfluß der Schäfer- und Hirtenzünfte zurückzuführen. Der andere Umstand, daß so viele Strecken Land unbebaut dalagen, ließ die Schäfer leicht und zu billigem Preise Land finden, auf dem sie ihre Schafe weiden konnten, wenn ein Teil der Großgrundbesitzer auf die von den Schäferzünften festgesetzten Bedingungen nicht eingehen wollte.

Bald erhob sich unter den großen märkischen Grundbesitzern ein großes Lamento über die Begehrlichkeit und über die Unbotmäßigkeit der Schäfer und Hirten. Diese Klagen gehen vom Ausgang des 16. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert hinein. Die Regierung nahm sich auch bald dieser Klagen an. Schon in der Märkischen Schäfer- und Hirtenordnung vom Jahre 1620 verkündete die Regierung: „Viel mehrer und schwerer Klage ist auch über die Hirten und Schäfer geführt worden, deren Stolz, Troß und Uebermuth sich so sehr und überflüssig gehäuffet, daß es zu verwundern.“ Allzu sehr haben sich aber die Schäfer durch diese neue Ordnung nicht einschüchtern lassen, denn bereits im Jahre 1635 kam wieder eine deroartige Ordnung heraus, in der den Schäfern und Hirten verboten wurde: Wessentragen, Bündniß, Vertnüpfung und Innunge. Die neue Ordnung ging also auf nichts anderes hinaus, als auf das Verbot der Schäfer- und Hirtenzünfte.

Die Schäfer scheinen sich aber auch an dieses Verbot sehr wenig gehalten zu haben, denn bis in das 18. Jahrhundert hinein wurden die Schäfer- und Hirtenordnungen noch verschiedene Male umgeändert. Auch nach dem Verbot kamen immer noch Klagen, daß die Schäfer durch einen Eid vor dem Gildemeister der Schäferzunft verpflichtet würden und daß sie sich (wohl sicher nur in ihren Berufsangelegenheiten) vor keinem anderen stellten und rechtfertigen wollten, als vor dem Gildemeister ihrer Zunft. Was von den Handwerksgehilfen in früheren Jahrhunderten so oft getan wurde, daß sie Streiftreiber „nach Handwerksort abstrafen“, durchbeutelten und vertrieben, das scheint auch von den märkischen Schäfern vorgenommen worden zu sein. Wenigstens lassen gewisse Klagen der Grundbesitzer darauf schließen. Aber die Schäferzünfte gingen noch weiter. Sie schickten sogar Großgrundbesitzern Fehdebriefe zu, fingen mit ihnen einen Kleinkrieg an. Auch wird berichtet, daß die Schäfer- und Hirtenzünfte an besonders verhasste Grundherren „Brandzeichen“ gesandt hätten, das heißt Drohungen, die Gebäude niederzubrennen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheinen aber die Großgrundbesitzer doch so stark geworden zu sein, daß sie die Schäfer- und Hirtenzünfte unterdrückten und die Lebensbedingungen der Schäfer wesentlich verschlechterten konnten.

Die Muschikisten.

Von Josef Kalmér.

Die Entwicklung der Literatur liegt in der Ablösung von Weltanschauungen. Die Revolution vollzieht sich in der Literatur, wenn ein Schriftsteller auftritt, der in die alten Töpfe neue Inhalte gießt. Daß neue Formen dazu kommen, ist weder wichtig noch unumgänglich notwendig; für den geistigen Gehalt eines Werkes ist die Form belanglos und nur vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt von Interesse. Ein Drama kann aufpeitschender wirken als ein Roman oder eine Erzählung, und manchmal kann ein als Flugblatt verbreitetes Gedicht (z. B. Biffauers „Hafgefäng“) eine Massenpsychose hervorrufen, die 100 000 Exemplaren eines Romans nicht gelingt.

Nehmen wir den letzten paradigmatischen Fall: Ibsen. Der kräftigste Ausdruck individualistischer Weltanschauung in der Literatur sind Ibsens Dramen. Sie werden immer noch gespielt, weil sie „Rollen“ enthalten, weil man hier noch Starmöglichkeiten für das Theater der Innerlichkeit findet. Dieses Theater der Innerlichkeit — Ibsen hat es uns erst gezeigt. Man möchte vor seine sämtlichen Werke das Motto setzen: „Was wisset Ihr denn von meinem Seelenleben?“

In Ibsens Dramen sind vom Kohlhaas-Motiv im „Volksfeind“ bis zum Problem der unverständigen Frau, an dem sich heute noch Provinzialbackfische molligst schmerzhaft ergötzen sollen, sämtliche Sorgen und Leiden der bürgerlichen Seele abgewandelt. Kräftigster Individualismus, der durch ein soziales Mäntelchen hier und da ein Massenproblem vortäuschen mag!

Die Ablösung dieser individualistischen Weltanschauung erfolgte durch den Expressionismus, die größte Steigerung des zu Ende gehenden Individualismus, und den Kollektivismus in der Kunst. Die Ursachen dieser Wandlungen lagen tiefer, die Veranlassung zur Bildung der letztgenannten Richtung (sie ist mehr als eine solche!) bot die Reaktion auf das Kriegserlebnis. Der Mensch in der Masse fühlte sich inspiriert, die Menschennasse zu gestalten. Eine Klassenkämpferische Kunst ist im Begriff zu entstehen — eine Klassenkunst. Es gibt Anzeichen, die vermuten lassen, daß sich aus ihr eine sozialistische Kunst entwickeln wird. (Unsere Enkel werden sie vielleicht schon erleben.)

Die Zukunft dieser Kunst liegt in Rußland. Hier entsteht jetzt eine Literatur, die das Volk zum Thema hat. Das Ereignis dieser Literatur ist die Revolution und ihre Kämpfe. In den Büchern, die ich zu lesen Gelegenheit hatte, wird nur dieses Thema behandelt. (Diese Bücher sind alle im „Verlag für Literatur und Politik“ in Wien erschienen.) Ich las Pawel Dorochow: „Solkatja“;

28 Ijewolod Iwanow, Panzerzug Nr. 13—69“ und B. Wereschajew: „In der Sackgasse“. Soweit der Inhalt nicht propagandistische Agitation für die Sowjetmacht darstellt, unterscheidet sich die Erzählung nicht wesentlich von Werken der Gattung „Germinal“. Der objektivste und vernünftigste der Autoren ist der die Krimrevolution schildernde Wereschajew. Die anderen sind „Muschikisten“.

Was ist ein Muschikist? Das ist der russische Literat, der erst durch die Revolution zum Volksbildner geworden ist. Er hat von der Narodnik (Volksstümlern) her noch soviel Vorurteile für den Ruschik, den russischen Bauern, übrig, daß er die Revolution als für den Bauern gemacht ansieht.

„Das Pathos der Revolution,“ sagt Trocki in seinem im gleichen Verlage erschienenen Buche „Literatur und Revolution“, „und ihre Poesie bestehen darin, daß die neue revolutionäre Klasse sich alle Kampfmittel (also auch die Dichtung) untertänig macht und im Namen der neuen Ziele, die den Menschen erweitern und bereichern, die den Menschen wandeln, den Kampf gegen die alte Welt führt, bis sie gesiegt hat. Die Poesie der Revolution ist synthetisch, sie läßt sich nicht in Kleingeld einwechseln. . .“ Man kann also nicht nur für den Ruschik schreiben, denn die Revolution erfährt das Volk und nicht den Stand, wenn sie auch von einem Stande ausgegangen ist.

Immerhin sind die zitierten Bücher als Propagandawerke gegen den Bauernstumpfsinn außerordentlich wichtig und dürfen auch als Dokumente für den Beginn der neuen russischen Literatur nicht unterwertet werden.

Der Karamasowismus Dostojewskis, die qualvoll fruchtlose Psychologisierung Andrejewskis haben in den neuen Russen ihre Ablösung gefunden durch die Schilderung der Tat, der Aktivität.

Wie man Gedankenleser werden kann.

Von Zauberkünstler La mari, Frankfurt a. M.

Wenn man eine geheimnisvolle Vorführung auf der Variétébühne erlebt hat, so drängt sich einem zuerst die Frage auf: „Wie ist es möglich, daß so etwas auszuführen ist.“ Wenn diese Frage schon stark ist bei einem Zauberkünstler, Illusionisten, Rechenkünstler und dergleichen, um wieviel mehr ist sie berechtigt bei einem Gedankenleser. Man könnte geneigt sein, die Vorführungen auf ihre Echtheit hin anzuzweifeln, man könnte glauben, im Publikum befänden sich geheime Helfer und Mitwisser, oder andere sinnreich konstruierte Apparate wären es, die dem Künstler die zu*erratenden Gedanken mitteilen.

Aber alles dieses sind nur Meinungen des großen laienhaften Publikums. Allerdings war auch die Wissenschaft lange Jahre auf ganz falscher Fährte, und wenn man als Kenner ein wenig hinter die Kulissen blicken konnte, so muten diese Gelehrtenansichten geradezu komisch an. Man hat sich stets der Ansicht befleißigt, daß nur wirklich etwas Geheimnisvolles die Grundlage zum Gedankenlesen bilden müsse.

Der Gedankenleser ist glücklicherweise nicht darauf angewiesen, mit irgendwelchen geheimnisvollen Kräften zu arbeiten. Er braucht sich auch nicht auf irgendwelche Apparate, die doch nicht funktionieren, zu verlassen. Er braucht auch keinen großen Kreis von Mitarbeitern unter dem Publikum, sondern er arbeitet mit den aller-einfachsten Mitteln, die man sich überhaupt denken kann.

Er verläßt sich eben nur auf das Medium, das ihm schon den richtigen Weg weisen wird. Dieses Verlassen ist nun nicht etwa so zu verstehen, daß das Medium den Künstler absichtlich durch irgendwelche Bewegungen führen würde, sondern das Medium ist sich seiner Führerrolle absolut nicht bewußt.

Durch lange Versuche ist es gelungen, festzustellen, daß sich jeder Gedanke des Gehirns in einer Bewegung des Körpers äußert. Denkt man zum Beispiel energisch beim Gehen auf einer geraden Straße, daß man nicht mehr geradeaus gehen, sondern sich allmählich nach links bewegen will, so muß man, selbst wenn sich der Körper dem Willen nicht ohne weiteres anschließt, doch nach links hinübergehen. Wille und Ausführung sind also innig miteinander verknüpft, und der Wille des Mediums ist es denn auch, der dem Künstler seine Anhaltspunkte gibt.

Die erste wichtige Schlussfolgerung, zu der man nun gekommen ist, ist also die, daß nur das Medium dem Künstler allein den Weg weist. Jetzt, wo das Geheimnis des Gedankenlesens entschleiert vor dem Leser liegt, erübrigen sich alle weiteren Darlegungen. Aber ich möchte doch noch einige erprobte Anweisungen geben. Was die Ausführung von räumlich großen Experimenten betrifft, so empfiehlt es sich, dem Medium die linke Hand zu reichen und diese mit der rechten des Mediums erfassen zu lassen. Weiter empfiehlt es sich dann, alle Experimente mit der rechten Hand auszuführen, so z. B. das Tragen eines Gegenstandes von einem Platz zum anderen, das Auffuchen einer verborgenen Handtasche usw. Natürlich ist es auch bei großen Experimenten angebracht, die lebhafte Handfassung zu wählen, als dies nämlich einfacher und sicherer ist.

Ist die Handfassung gewählt, so handelt es sich für den Künstler darum, dem Medium schleunigst die Reflexbewegungen zu entlocken. Am einfachsten wird dieses dadurch erreicht, daß sich der Künstler auf die Zehenstützen stellt, sich etwas nach vorne hinüberneigt und nun mit dem Oberkörper zu pendeln beginnt. Sollten beim Medium Handbewegungen hierauf noch nicht wahrnehmbar werden, so beginnt der Künstler, schnurstracks geradeaus zu laufen, immer leise mit dem Oberkörper pendelnd und sich nach vorn überneigend. Läßt das Medium auch jetzt noch keine gegenteiligen Handbewegungen

merken, so ist die eingeschlagene Richtung als richtig anzusehen und vorläufig einzuhalten.

Bedingung für das Gelingen eines Experimentes muß natürlich immer die Voraussetzung sein, daß das Medium überhaupt so stark denkt, daß sich die Gedanken durch Reflexbewegungen äußern. Der Künstler wird nun schon an dem richtigen Punkte, in dem das Medium zu denken beginnt, aufmerksam werden und den Bewegungen des Mediums einfach nachgehen. Ist das Medium an dem Platz der Ausführung des Experimentes angelangt, so äußert sich dieses durch ein Zurückbleiben des Mediums, das dann nicht nur mit seinem Handgelenk, sondern mit dem ganzen Körper dem Weitergehen energischen Widerstand entgegensetzt.

Ist der richtige Platz einmal gefunden, so ist es für den Künstler nicht mehr schwer, das Experiment dann auch zu vollenden. Alle Gegenstände, die in irgendeiner Weise für die Fortführung des Kunststückes in Frage kommen könnten, werden betastet und abgegeben bzw. von ihrem Platze zu entfernen versucht. Schließlich hat der Künstler den richtigen Gegenstand und überläßt sich dann der weiteren Führung des Mediums.

Sollte sich der gedachte Gegenstand nicht ohne weiteres auffinden lassen, so muß der Künstler dem Medium energisch empfehlen, an die Richtung, in der sich der Gegenstand befindet, zu denken. Befindet sich z. B. der Gegenstand in der linken Brusttasche, so muß das Medium ganz entschieden „links“ denken, damit sich die Reflexbewegungen überhaupt äußern.

Nachdem nun die Geheimnisse des Gedankenlesens erklärt sind, ist es dem einzelnen überlassen, seine Kenntnisse praktisch zu verwerten.

Rundspruch im Lichtnetz.

Von F. Linke.

Man könnte sich einen Rundspruch auch so denken, daß man eigens zu diesem Zwecke ein Leitungsnetz anlegt und durch dieses die Teilnehmer die Darbietungen einer Zentrale mit Hilfe gewöhnlicher Telephonie zugehen läßt. Das wäre eine kostspielige Angelegenheit bis einfach an den Kosten scheitern würde. Das Leitungsnetz würde viel zu teuer werden. Deshalb konnte der Gedanke des Rundspruchs in großem Maßstabe erst akut werden, nachdem die drahtlose Methode weit genug ausgebildet war, um die Nachrichten usw. telephonisch weitergeben und aufnehmen zu können.

Gute Gedanken kommen oft zu spät. So scheint es auch zu sein, wenn man daran denkt, das vorhandene Lichtleitungsnetz, das Starkstromnetz, solchem Rundspruch dienstbar zu machen, ganz abgesehen davon, daß es nach Art der gewöhnlichen Telegraphie und Telephonie nicht möglich ist, über dieses Netz neben dem Starkstromnetz noch die Ströme des Rundspruchs zu leiten. Es ist ja unmöglich, einen Gleichstrom auf derselben Leitung über einen anderen zu leiten, denn beide würden ineinander fließen und sich nicht mehr trennen lassen — ganz abgesehen von den Gefahren, die es bieten würde, wenn man mit den Strömen der Starkstromleitung in so unmittelbare Berührung käme, wie das beim Telephonieren geschehen kann.

Was mit Gleichstrom unmöglich ist, kann man aber mit Wechselstrom machen. Telephoniert man mit Hochfrequenzströmen wie in der drahtlosen Telephonie, so löst sich auch das Problem der Vielsachbenutzung eines Drahtes ganz von selbst. Hochfrequenzströme selbst kann man in großer Zahl über einen und denselben Draht führen, ohne daß sie sich vermischen. Man kann sie immer wieder sieben und erzielen, daß nur die für bestimmte Empfänger bestimmten dort aufgenommen werden. Darauf beruht die Methode der Ferntelegraphie und -telephonie, die man jetzt im Reiche benutzt, um die vorhandenen Telegraphenlinien zu einer vielfachen Leistung auszubauen.

Für die Hochfrequenzströme ist es aber gleichgültig, welche Ströme auf dem von ihnen benutzten Netz fließen, ob Gleich- oder Wechselströme, ob Niederfrequenz- oder Hochfrequenz-, ob Nieder- oder Hochspannungsströme. Es kommt einzig und allein darauf an, daß die Hochfrequenzströme nicht die gleichen Wellenlängen haben. Darum kann jetzt jede Leitung dazu benutzt werden, Hochfrequenzströme über sie zu leiten. Nach der Methode von Tesla haben sich z. B. viele Ueberlandnetze ein eigenes Telephonnetz geschaffen, wozu ihnen ihr Starkstromnetz dient. Ueber diese Leitungen tänzeln die leichtbeschwingten Hochfrequenzströme hinweg, ohne sich von den großen Energien stören zu lassen, auf deren Rücken sie wandern. So ist es denn nun auch möglich, über solche Netze einen Rundfunk zu leiten, und es blieb natürlich Amerika vorbehalten, diesen Schritt zu tun. Die North American Company, eine große amerikanische Stromlieferungsgesellschaft, hat dieses Verfahren in ihren Dienst gestellt und betreibt ihn als Geschäft. Ein Rundfunk solcher Art hat nämlich den Vorteil, daß er keine so großen Sender braucht wie ein drahtloser. Dieser muß ja die Energie wahllos in den Raum hinausenden, nach allen Richtungen, damit sie überall aufgefangen werden kann. Der Sender, der auf ein Netz arbeitet, braucht aber viel weniger Energie, weil er ja nur die Leitungen zu versorgen braucht. In jener amerikanischen Leitung kann man die Rundspruchempfänger ebenso an das Netz anschalten wie eine Glühlampe. Daß die Sache geht, ist klar, und so besteht denn schon über ein Gebiet vom Durchmesser von 20 Kilometer ein solcher spezieller Rundspruch aus Draht.

Jenes amerikanische Netz ist zum größten Teil oberirdisch verlegt. Ob sich dieser Leitungsrundspruch auch auf Kabelnetzen machen läßt, steht noch nicht fest. Aber auch das dürfte nur eine Frage der Zeit sein. Dieser Drahtspruch bringt der Gesellschaft erhebliche Nebeneinnahmen.

Leichen im Gletscher. Auch in diesem Jahr haben die Berge wieder zahlreiche Opfer gefordert, die im Schneesturm zugrunde gingen, von Lawinen verschüttet wurden oder, durch den Schnee getäuscht, in Abgründe und Gletscherspalten stürzten. Nicht immer gelingt es, die Leichen der Verunglückten zu bergen. Manche verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen, andere tauchen zur Zeit der Schneeschmelze wieder auf; manche aber bleiben lange Jahre verschunden, und erst die Veränderung in der Bildung der Gletscher bietet die Gelegenheit, sie aufzufinden. Bemerkenswert ist der Fall des Gemsjägers, dessen Skelet in Jahre 1921 neben dem des von ihm erlegten Tieres auf dem Arollagletscher gefunden wurde. Der Jäger war seit etwa einem halben Jahrhundert verschwunden, und man hatte keine Spur der Leiche finden können. Auch die Körper der ersten Opfer, die der Montblanc gefordert hatte, der Franzosen Carrier, Balmat und Lalraz, die von einer Lawine in einen Abgrund gefegt worden waren, wurden erst am 15. August 1861, d. h. 41 Jahre nach dem Unfall, 8 Kilometer tiefer, aufgefunden. Sie waren diese Strecke mit dem Gletscher talabwärts gewandert, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 50 Zentimeter in je 24 Stunden. Die Leichen waren noch vollständig erhalten. Im Rucksack Carriers fand sich noch ein Stück Hammelfleisch und in seiner Trinkflasche ein Restchen Wein.

Der Pharao mit den Zahnschmerzen. Ueber ägyptische Mumien ist soeben ein umfangreiches englisches Werk von Dr. Elliot Smith und Warren R. Dawson erschienen, das die Technik der Einbalsamierung bei den alten Ägyptern einer genauen Untersuchung unterzieht und dabei auch über die ärztlichen Befunde an den Mumien eingehende Mitteilungen macht. Bei allen Untersuchungen, die Ärzte in neueren Zeiten an Mumien angestellt haben, sind Spuren von Krankheiten festgestellt worden, an denen die Menschheit heute noch leidet. Während indessen kein Fall von Rachitis oder von venerischen Leiden beobachtet worden ist, finden sich bei den Mumien aus den verschiedensten Perioden zahlreiche Fälle von Steinen; Blasensteine sind bereits bei Mumien der prädynastischen Zeit festgestellt worden. Einer der interessantesten Fälle zeigt ein unverkennbares Beispiel von echter Gicht; der Kranke war ein älterer Mann mit langem weißen Haar und Bart, der in einer Christengemeinde in der Nähe des Tempels von Philae lebte; seine Füße und besonders die großen Zehen zeigten die Merkmale des Leidens sehr deutlich. Am verbreitetsten war in alten Zeiten augenscheinlich die rheumatische Gicht, an der Männer und Frauen von allem Alter an gelitten haben. Besonders ausführlich beschäftigen sich die Forscher aber mit den Zahnschmerzen; sie stellen fest, daß viele von den Pharaonen sogar an ganz schrecklichen Zahnschmerzen gelitten haben müssen, ganz besonders der Vater des jetzt so viel genannten Tutanchamen, Amenophis III. Aus dem Zustand seiner Zähne geht deutlich hervor, daß dieser Pharao einen akuten Anfall von schweren Zahnschmerzen gehabt haben muß, als er sein Leben beschloß, da er ausgebreitete Abzesse an seinen Zähnen hatte.

Medizin

Mittelalterliche Ordinationstänze. Die medizinische Fakultät von Salerno, die als die ärztliche Hochschule Europas im Mittelalter von den jungen Studenten aus aller Herren Länder besucht wurde, hat auch Verhaltensmaßregeln für junge Ärzte herausgegeben, die amüsant genug sind, um hier mitgeteilt zu werden. „Der Arzt, der auf Krankenbesuch geht“, so heißt es dort, „soll sich unter den besonderen Schutz des Engels stellen, der den Tobias begleitet hat. Unterwegs soll er die Person, die ihn geholt hat, gehörig über den Zustand des Kranken ausfragen, damit er über den Fall, den er behandeln soll, gut unterrichtet ist. So kann er, wenn er den Puls fühlt hat, und die Krankheit nicht gleich erkennen kann, wenigstens auf Grund dessen, was er zuvor erfahren hat, dem Kranken Vertrauen einflößen und ihm durch seine Fragen beweisen, daß er auf dem rechten Weg ist, ihn zu heilen. Beim Eintritt soll der Arzt bescheiden und würdig grüßen, keine Haft an den Tag legen und sich zunächst gemütlich niederlegen, um Atem zu schöpfen; dann soll er die Schönheit der Wohnung, den wohlgeordneten Haushalt und die Freigebigkeit der Familie rühmen.“ Ob Goethe an dieses ärztliche Bademeum gedacht hat, als er seinen berühmten Vers schrieb: „Der Geist der Medizin ist leicht zu erfassen?“

Naturwissenschaft

Vom Tanz der Tiere. Es gibt eine ganze Anzahl Tiere, die ausgesprochene rhythmische Tanzbewegungen machen, und dieser Tanz ist durchaus nicht unbedingt, wie man so oft behauptet hat, auf Erotik gestellt, sondern hat Freude an der Bewegung und am Rhythmus als letzte Ursache. Das zeigt Prof. Bastian Schmid an einer Anzahl von Beispielen in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Unter den Säugetieren sind es die Schimpanzen, besonders die männlichen, die einen ausgeprägten Tanz ausführen. Während die Männchen mit den Beinen aufstampfen und mit den flachen Händen auf den Boden schlagen, begnügen sich die Weibchen damit, sich um die eigene Achse zu drehen und wechselseitig ihre Hände auf den

Boden aufzuschlagen. Einen Tanz kann man auch in den grotesken Spielen der Delphine erblicken. Das Sichüberschlagen in der Luft oder das ferngegrabe Springen, das Aufschleichen und Drehen mit dem Schwanz und andere Bewegungen sind durchaus als Tanz zu deuten. Bei den Vögeln findet sich der Tanz häufig. Verschiedene Raubvögel fesseln durch die Schönheit der Linien den Eindruck des völlig Reibungslosen im Raume ebenso wie die Störche durch ihre Tänze, die die Illusion der aufgehobenen Schwerkraft ausdrücken; dabei handelt es sich um das Zusammenwirken von Partnern. Ausgeprägter sind die Tanzhandlungen mancher Kranicharten, Störche und der hünerartigen Vögel wie Truthühner, Auer- und Wildhühner. Nur zum Teil handelt es sich hier um Balzriten. Ueberauschend ist namentlich bei den Kronenkranichen der unsichtbare Kontakt der Partner. Viele Vögel begleiten die Tänze durch Gesänge. Die spitzschwänzigen Prachtlöhner versammeln sich in Gruppen bis zu 20 Tieren auf einer Anhöhe, einer der Hähne rennt mit gesenktem Kopf, wogerechten Flügeln, aufrecht gestelltem Schwanz, gesträubten Federn unter energischem Stampfen über den Boden, wobei er ein gurgelndes Krähen ausstößt und seinen Schwanz mit schnarrendem Geräusch schüttelt. Die anderen Hähne fallen mit ein, es beginnt ein Trommeln, Stampfen, Schnarren, Krähen und Draufstotzen, der Spektakel wird lauter und lauter, der Tanz toller und toller, bis alle wie ekstatisch durcheinanderschwirren und übereinander hinweghüpfen. Auch bei den Spinnern und bei den Bienen findet sich der Tanz, und bei den letzteren steht er im Dienst der Auffindung von Futterstellen.

Kulturgeschichte

Leihgeld und Zinsfähe im Altertum. Gläubiger und Schuldner hat es schon in den ältesten Zeiten gegeben. Der arme Bauer brauchte Geld, wenn er den Acker bestellte, Saatgut kaufte und Entwässerungsarbeiten vornahm, und der Händler mußte Geld entleihen, wenn er genötigt war, seine Lager wieder aufzufüllen. Der Durchschnittszinssatz für diese Gelder betrug in Babylon 20 Prozent; in Assyrien war der Durchschnittszinssatz sogar noch etwas höher und betrug im Mittel 25 Prozent, stieg aber nach Ausweis von Dokumenten der Zeit zuweilen bis zu 33 Prozent; das heißt, die Zinsen betragen ein Drittel des Kapitals. In Assyrien wurden die Leihgelder auf Jahresfrist gegeben. In Babylonien betrug die Frist nur vier Wochen, wie es auch in Griechenland der Fall war. Der Unterschied in der Kreditgewährung ist auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse zurückzuführen. Mit Rücksicht auf den rein agrarischen Charakter der wirtschaftlichen Struktur Assyriens verlieh man das Geld auf Jahresfrist, d. h. von einer Ernte zur anderen, während der Kreditnehmer in Babylon, wo der Handel in Blüte stand, zu allen Zeiten flüssiges Geld bewilligte. Wenn die Zinsen vertragsmäßig in Naturprodukten, Getreide, Datteln, Obst usw. gezahlt werden mußten, so waren die Schuldner in Jahren, in denen Trockenheit oder Regengüsse eine Mißernte herbeigeführt hatten, von der Zinszahlung befreit. Zur Sicherheit wurden öfter Pfänder als Unterlage gefordert und gegeben. Obwohl man im alten Babylon kein Gesetz kannte, das nach dem Beispiel der Griechen und Juden das Verbot der Pfandnahme lebensnotwendiger oder zur Ausübung des landwirtschaftlichen Berufs unentbehrlicher Geräte ausspricht, so finden sich gleichwohl in der aus dem Jahre 2000 v. Chr. stammenden Verordnung von Annusurapi bestimmte Klauseln, die den Bauern eine gewisse Sicherheit gewährten.

Erdkunde

Deutschlands Klima. Die langen abnormen Regen- und Kälteperioden der letzten Wochen lassen es uns beinahe vergessen, daß auch das Klima von bestimmten Regeln beherrscht wird. Wenn sie in einzelnen auch oft durchbrochen werden, so stellen sie doch ein sicheres Beobachtungsergebnis längerer Zeiten dar. So sind die schönen Allgäuer Alpen mit 260 Zentimeter jährlicher Niederschlagsmenge das regenreichste Gebiet Deutschlands, der Schwarzwald folgt mit 220 Zentimeter. Der wenigste Regen fällt im westpreussischen Trockengebiet, das eine Ausdehnung von fast 20 000 Quadratkilometern besitzt; bei Hohenkalza werden 40 Zentimeter Niederschlagsmenge noch nicht erreicht. Recht trocken ist auch das Gebiet, das sich im „Regenschatten“ des Harzes befindet; hier findet man bis zu 43 Zentimeter, während etwa der Brocken selber 170 Zentimeter aufweist! Durch eine recht geringe Bevölkerung und daher entsprechend viel Sonnenschein ist das bayerische Alpenvorland ausgezeichnet. Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, der August sei der regenreichste Monat. Dies gilt indessen im Durchschnitt nur für die Ostseegebiete — der August 1924 macht hiervon natürlich eine Ausnahme — in Südwestdeutschland regnet es am meisten im Juni, in Mitteldeutschland im Juli, auf den Nordseeinseln im Oktober und im Gebirge im Dezember.

Die niedrigste durchschnittliche Jahrestemperatur hat die Zugspitze mit -5,2 Grad, die höchste findet man mit +10 Grad im Rheintale. Am Fuß des Wasgenwaldes liegt eine sogenannte „Wärmeinsel“, die die höchste Jahrestemperatur von ganz Mitteleuropa (mit Ausnahme von Südungarn und den Südalpen) aufweist. Unterhalb 400 Meter ist das mairische Gebiet mit 5,5 Grad Jahrestemperatur am kältesten; von September bis April ist hier der kälteste Punkt zu finden, während er von Mai bis August in Nordhessen und Heselgand liegt.